

Dichterlesung

Eine Fingerübung von *Richard Jilka*

Warum sollte ich nicht zu einer Dichterlesung gehen? Junge, oder zumindest wenig bekannte aber lebende Autoren sehen und hören. Schmeichele ich mir doch manchmal damit, selbst zu der merkwürdigen Gruppe der Autoren, der Dichter und Verdichter zu gehören, weil ich mich in manchen Mußestunden in ihr abseitiges Metier verirre. Auch die bloß beiläufige Zugehörigkeit zu dieser, ihrer Seltsamkeit und unüberschaubaren Vielfalt zum Trotz dennoch irgendwie zusammengehörigen Spezies führt beinahe notwendig zu einer gewissen Isolation. Der Autorophile nimmt wegen seiner eingehenden Beschäftigung mit abwegigen Gebilden am alltäglichen Treiben der gewöhnlichen Menschen keinen vollgültigen Anteil. Die besondere Bedeutung, die der Autor den Wortgebilden beimißt, denen er rechtschaffend seine Zeit und seine besten Kräfte opfert, ist für die meisten seiner möglichen Leser, sowohl für jene aus Langeweile wie die aus Zeitvertreib, unverständlich. Die normalen Menschen halten von solchen Sonderlingen, denen an der gewöhnlichen Gesellschaft der Lebenden nicht besonders gelegen zu sein scheint, Abstand. Diesen wachsenden Abstand versuchen jene Sonderlinge wiederum mit ihren ureigensten Mitteln, der Schreibe und dem Text zu überbrücken. Aber genau durch dieses Mittel wird in der Regel, die durch die Ausnahme weniger, besonders begünstigter, ja irgendwie erwählter Exemplare nur bestätigt wird, der Abstand weiter vergrößert, die ursprüngliche Isolation vertieft. Denn die Zwiesprache wuchernder Texte bildet eine Welt, die für Außenstehende oder flüchtige Besucher nicht ohne weiteres, ohne eingehendes Bemühen zugänglich ist. Also liegt es nahe, wenn man einmal in diesen Strudel geraten ist, eine Ansammlung irgendwie vergleichbarer Sonderlinge, die in der Regel in der Welt zerstreut umherirren, aufzusuchen. Vielleicht läßt sich zwischen diesen irgendwie Gleichgesinnten der leidige Abstand etwas überbrücken.

Die Schreibe und der Text sind abgeleitete Äußerungen, eigentlich geschehen sie notgedrungen wegen des zeitlichen und räumlichen Abstandes. Das Primäre ist die Rede, ihr eigentlicher Ort ist die Agora, der Markt; der aber ist zur Zeit überfüllt mit Marktschreierei und anderen Geschäftigkeiten. Für Dichters Lesung bleibt, wenn er nicht zu jenen begünstigten oder anscheinend erwählten Ausnahmen gehört, die von den großen Verlagen zu öffentlichen Lesungen mit Breitenwirkung in entsprechenden Hallen geladen werden oder gar für einen Augenblick hinter den matten Scheiben der TVs posieren dürfen, der immer noch geschützte Raum der Bistros oder Kneipen. Auch diese sind seit jeher ein angemessener Ort der Rede, ja des Gedan-

kens: denn beide beflügelt das eine oder andere geistige Getränk. Also suchte ich in einem Vorort die Bistrokneipe „Cocker's“ auf, um der Lesung dreier nicht mehr junger Autoren, zwei Männer und eine Frau, aus ihrergemeinsamen Stilblütensammlung oder Anthologie mit dem verheißungsvollen Titel: „Liebe, Lust und Leichen“ zu lauschen. Unter den Angeboten des Sommerprogramms hatte ich bewußt gewählt. Nein, ich wollte nicht „Träume in Bau“, auch nicht den „Tod des Osterhasen“ oder „Kölner Vahren Bahn“ – wieso Vogel-„V“? –, vielleicht wäre "Trau Dich, Frau!" etwas gewesen, aber vermutlich hört man dort bloß einen Kanon über Ehe, Arbeit und lesbische Beziehungskisten. Nein, ich wollte „Liebe, Lust und Leichen“. Was könnte unter solch einer Überschrift nicht alles möglich sein? Die spritzige Variation der ältesten menschlichen Motive vor der Kulisse unserer alltäglichen Stadt, eine freie Sprache von ansonsten unter Bettdecken sorgsam gehüteten Heimlichkeiten - man lernt ja nie aus -, humorvolle Erzählungen über unsere neuesten Desaster, die Wiederkehr des Ältesten und Gewöhnlichsten in der schillernden Sprache der Gegenwart, nur die gelungensten Passagen werden vorgelesen, geladen mit Ironie, beißendem Spott, brüllendem Witz. Der springt dann über ins Publikum, in die gedrängten Reihen all der urigen Typen, die doch gewiß kommen müssen, um das Neueste von „Liebe, Lust und Leichen“ zu hören, die geraten nun in Stimmung, erkennen sich im Text wieder, lachen, werfen frisch geprägte Scherzworte in den Raum, dann wird es leicht, als seien wir einander längst vertraut, Blicke und Scherze zu wechseln, über das angeschlagene Thema weiter zu schwätzen, da hat jeder etwas beizutragen, der Funke zündet, auch nach der Lesung geht das Gespräch am Tresen fort bis in die Tiefe der Nacht; die Literatur hätte eine ihrer Funktionen erfüllt.

Einst stand ich neben einem Kunst-Maler an der Autobahn, während wir gen Westen in den Graben pinkelten, bewunderten wir den glanzblauen Abendhimmel, unter dessen rosa Wölkchenhauch eine schmelzende Orangensonne im Augenblick über dem Horizont schwebte. - Wunderschön, sagte mein Nebenmann, aber Kitsch, dergleichen dürfe man längst nicht mehr malen. Ähnliches denke ich manchmal auch, wenn ich mir vorstelle, eine tatsächliche Begebenheit zu erzählen, wie z.B. jene von dem ehemaligen SS-Offizier, der nach dem Krieg ein erfolgreicher Coca-Cola Vertreter geworden war. Sowas kann man nicht schreiben, das ist zu dick aufgetragen, da merkt doch jeder gleich, worauf es hinaus will, das ist überzeichnet, da fehlen die feinen Unterscheidungen, die Schattierungen des Lebens, die Nuancen, so was wirkt platt, übertrieben und also unrealistisch und somit unglaubwürdig. Es ist seltsam, daß die sogenannte Wirklichkeit, wenn man nachträglich von ihr erzählt, oft so unglaubwürdig klingt wie eine künstlich zusammengesetzte und überspitzte Satire.

Als ich im „Cocker's“ einen Barhocker erklommen und ein Bier vor mir hatte, schaute ich mich um und empfand mich bald wie inmitten eines comic-strips. Die Frau am Ausschank erinnerte an ein übergroßes Mäuschen, sie hatte ihre besten Jahre gerade hinter sich, war ziemlich untersetzt, nachlässig gekleidet und schaute aus ihrem verknubbelten Gesicht mit runden, dunklen Äuglein, lächelte gutmütig zu den wenigen Gästen, die ihr Bier trinken würden, ohne sie beim Zapfen und Bedienen zu überfordern. Die vier Tische an der Fensterseite waren besetzt. Oben, gleich neben dem für die Vortragenden bestimmten Tischchen, ausgestattet mit Mikrophon und mit verschiedenen dünnen Büchern belegt, saß eine dunkel schlanke Frau besten Alters in schlichter Eleganz neben einem hageren Mann in kariertem Hemd und Jeans, dessen Haupthaar schon ziemlich gelichtet war. Am folgenden Tisch saßen ältliche, korpulente Damen in geblühten Kleidern. Wahrscheinlich Verwandte von diesem oder jenem der Autoren. Bei ihnen saß auch ein Greis in schwarzem Anzug mit gebogener Nase, runder, glatter Stirn und weißem, welligem Haar, das locker auf seinen Kragen fiel. Seine knochige Hand spielte mit dem Griff seines Krückstocks. Das Gehen bereitete ihm große Schwierigkeiten, eine der Damen mußte ihn zum Austreten begleiten. Am dritten Tisch saß selbstgewiß ein beleibter Jungautor umgeben von vereinzelt Blättern und Manuskripten in Klarsichthüllen und Büchern mit Papierstreifen zwischen den Seiten in dem ihm gemäßen Chaos. Unter dem blauen Hemd, das er aus gegebenem Anlaß nicht in die Hose zu stecken wagte, wölbte sich eine mächtige Wampe, sein glattes, dunkles Haar fiel als langer Zopf auf seinen Rücken, ein dürrer, kurzer, schadhafter Bart kräuselte sich um Kinn und Oberlippe, auf seinen Wangen waren Pickel. Ihm gegenüber saß seine – Partnerin?, deren blaubunte Bluse über dem mächtiger Busen zu platzen drohte. Ihr Gesicht war streng hübsch und unachgiebig aufmerksam. Etwas Nervosität war beiden anzusehen. An den letzten Tisch hatte sich gerade ein Intellektuellenpärchen aus der „Szene“ gesetzt. Die Jahre ihrer größten Begeisterung lagen offensichtlich hinter ihnen und sie hatten einschlägige Pöstchen mit gehörigem Einkommen besetzt. Auf ihren schwammigen Gesichtern lag ein Lächeln, das ironisch distanziert wirken sollte, um ihren alltägliche Umgang mit künstlerischen Erzeugnissen anzudeuten. Beide waren fett. Sie in Schwarz, schwarze Sandaletten, flatternde Hosen und eine entsprechende Kutte, die mit ihrer unförmigen Weite Busen, Bauch und Hintern tarnte, auch ihre kurzen Haare waren schwarz gefärbt und mit einer feucht glitzernden Masse bestrichen, die die Haarsträhnen wie zerzaustes, schwarzes Gras der Schwerkraft trotzen ließ, was verwegen wirken konnte. Er war schlicht ungepflegt, die Nähte seiner Jeans waren zum Bersten gespannt, seine Wampe drängte aus dem Flanellhemd heraus. Weil beide selbstverständlich abnehmen wollten, aßen sie je eine

Schüssel Putensalat und tranken Bier, sie Kölsch, er ein schweres Schwarzes. Am Spielautomaten neben dem Eingang spielte gemeinsam mit dem gewöhnlichen Kölschgesicht, dem Inventarstück jeder Eckkneipe, tatsächlich eine jener herben Hübschheiten, die eine kürzere oder längere Phase ihres Lebens allabendlich in der selben Kneipe unangefochten vertändeln.

An einem kleinen Tisch, zwischen Theke und dem für die Lesenden vorgesehenen Platz, beinahe mitten im Raum saßen die beiden Organisatoren: zwei gestandene Alt68er, gewichtige Kulturförderer von der Basis, nun auch Wirte vom „Cocker's“. Der eine, der mit dem grauen Igelschnitt, rauchte kritisch still Zigaretten, das andere Grauhaar hatte bequem die Beine breit vorgestreckt, die Hände über dem Bäuchlein gefaltet und harrte der Dinge, seine tiefliegenden Äuglein funkelten skeptisch hinter der Nickelbrille.

Die beiden anderen Autoren waren auch schon da und begutachteten den seitlich platzierten Büchertisch mit der Auslage dieses progressiven Außen-seiterverlages. Da lag einiges über Liebe, Geschlecht, Frau, Ortskrimi, die Frauen, die 68er, Revolution, Rudi Dutschke, den alten Baader, 68 in hiesiger Stadt usw. Sie war wohl anfang vierzig, mittelgroß, schlank, Sommerkleid in provenzalischen Farbtönen, schmaler, breiter Mund, tiefliegende Augen mit stechendem Blick, breite, hohe Stirn, in der Mitte gescheiteltes Blondhaar fiel ihr leicht gewellt auf die Schultern. Er war im vergleichbaren Alter, zierlich gebaut und wirkte bereits etwas verhärmt, dennoch treu freundlich, irgendwie geschlechtslos, mit dunklen, langen Haaren und traurig mildem Blick hinter runder Brille auf der kurzen Nase, schüchtern wirkend redete er viel und leise mit nach Ausdruck greifenden Händen.

Sollten dies alle sein?

Der Greis klopfte mit seinem Stock einmal kurz auf den Fußboden, räusperte sich und säuselte: „Nun aber mal los.“ Ihm wurde freundlich gesagt, daß erst um Halb angefangen werden würde.

Draußen saust eine Isetta heran, hält vor der Kneipe, unter dem Helm der Fahrerin quillt buschige Lockenpracht hervor, jede Bewegung ihres gertenschlanken Körpers verrät Elastizität, Biagsamkeit, Geschmeidigkeit, Vitalität. Ob ein solches Geschöpf hier hereinkommen wird? Ja!, die Mädchenfrau kommt tatsächlich herein an die Theke, bestellt wie selbstverständlich eine Cola-leicht und ist hübsch, durch und durch. Sogar etwas verschämt, ob hier eine Veranstaltung sei? „Eine Lesung? Oh schön!“ Und da kommt er auch schon, etwas pummelig, etwas wie Struwelpeter mit halblangen Hosen, und wird von ihr überschwenglich umarmt. Er setzt sich neben sie, be-

kommt obendrein eine Flasche Bier. Es ist immer wieder das gleiche, obwohl sie längst nicht mehr mein Jahrgang ist: wieso ausgerechnet der.

Nun ist es Halb. Die herbe Schönheit stellt ihr leeres Glas auf die Theke, ruft der Bedienerin zu: „Ich komm gleich wieder“ und verschwindet, ohne zu bezahlen. Das Gestandene Grauhaar eröffnet die Lesung mit einigen einleitenden Worten, stellt die Autoren vor, verweist auf weitere Veranstaltungen seines Sommerprogramms, nicht ohne das konservative Stadt-Blatt zu rügen, das seine Veranstaltungen totgeschwiegen habe, immer wieder totschweigen würde, und setzt sich wieder an seinen Platz.

Die Autoren setzen sich lässig aufgeregt hinter ihr Tischchen, die Frau in die Mitte. Sie wollen reihum vortragen, zwei oder drei Runden? „Wie ihr wollt, ihr seit hier ganz frei“, verfügt der Ordner mit dem Igelschnitt. Den Anfang macht der pickelige Jungautor im blauen Hemd. Er hebt ein schwarzes Büchlein oder Heftchen mit der weißen Aufschrift „Liebe, Lust und Leichen“ hoch und zeigt es dem Publikum. Dies sei ihre gemeinsame, sehr lesenswerte Anthologie kleiner Erzählungen und Gedichte. Aber zum Beginn, um uns aufzurütteln, wolle er daraus noch nicht vorlesen, sondern uns mit einer neuen, hierzulande erst seit wenigen Jahren bekannten, aus Amerika herübergekommenen poetischen Gattung bekannt machen, dem „Slam“. Zu diesem Zweck werde er uns ein von ihm gefertigtes, nagelneues und unveröffentlichtes Gedicht vortragen, das hier seine Uraufführung haben werde. Und er legt los, dergleichen wird nicht bedächtig im Sitzen vorgetragen, sondern im Stehen, im Gehen, im Laufen, im aufgeregten Hin und Her, dabei geht es um die Hektik unserer Zeit, um die Bedeutungslosigkeit der Kunst, des Menschen, der Liebe. Und er legt los, wer hätte in diesem beleibtem Klotz mit dem schwammigen Gesicht so viel Energie vermutet? Er schreit es los: „Hektik! Schnelligkeit! Raserei! ... Autobahn! ... Frühkartoffeln! ...!“ Die Augen der Mädchenfrau flackern unsicher, es zuckt flüchtig über ihr Gesicht, sie weiß nicht ob sie lachen darf, oder ..., sie schlägt ihre Lider nieder. Er aber rennt herum wie ein wildes Tier im Käfig, wirft die schmalen Blätter, von denen er abliest, im hohen Bogen von sich, trampelt über die Schnipsel hinweg; sollte sie jemand aufheben wollen? Der Dicke beginnt zu schwitzen und zu schnaufen und zu stinken und schreit und schreit. Die Mädchenfrau wirkt erschüttert, ihr Gesicht versteinert, wen darf sie hier noch anblicken, wo Verständnis erwarten. Ihr Begleiter hat verstanden und bezahlt sofort, das Wechselgeld winkt er eilig ab, und die Beiden verschwinden. Aber er schreit es weiter heraus, er kotzt es aus, seinen Überdruß, seine Verachtung, seinen Ekel: „Stärker ... schneller ... höher ... weiter!“ Und endet endlich seinen Vortrag mit ausgebreiteten Armen, den Kopf in den Nacken zurück gebeugt, die Wampe vorgewölbt mit einem Hilfeschrei an den Herren:

„Ohh biem mich noch nicht herauf!“ – Erschöpfte Verbeugung, müder Applaus, drei - vier langsame Schläge, beinahe im Takt. Der Greis schaute unverwandt an die Decke, da war doch was? Das war tatsächlich etwas gewagt, besonders die Lautstärke, auch das „Engagement“; dem Reklamegeschrei seiner Umwelt setzte er neuerliches Geschrei entgegen. Es tut wohl, wenn er verstummt. Vom Spielautomaten her läßt sich das Kölschgesicht müde hören: „Nee, da bin isch ja noch klüjer.“

Nun sind wir aufgerüttelt, das Schlimmste ist vorüber. Die Frau beginnt mit ihrer Poesie. Auch sie hält zur Einführung das dünne schwarze Büchlein mit dem Titel: „Liebe, Lust und Leichen“ hoch und empfiehlt seine Lektüre wärmstens. Dann beginnt sie die Lesung eines ihrer Gedichte: Ruhig, leise, Wort für Wort, beinahe still, eins nach dem anderen, gleitend, schwebend, wohl akzentuiert, selbstverständlich reimlos, Assoziationen, wahrscheinlich gewesene Eindrücke, deren Zusammenhang verloren gegangen ist, nichts bekomme ich zu fassen, da ist keinerlei Widerstand, sondern von „somnambulen Schatten am Strand“ geht da die Rede. – Um es unverblümt zu sagen, „somnambulen Schatten“ ist schlicht Scheiße. Der Greis atmete ein- zweimal schwer, seine Augen drehten sich langsam und ungewiß in ihren Höhlen, mit spitzen Finger kratzte er seine Wange. Dann tritt vollkommene Stille ein. Es folgt der müder Applaus, drei - vier langsame Schläge, beinahe im Takt.

Der gealterte Jüngling, etwas schüchtern aber so wohlwollend freundlich ist an der Reihe. Zunächst hebt er das bekannte schwarze Büchlein mit dem Titel: „Liebe, Lust und Leichen“ und empfiehlt seine Lektüre ganz herzlich. Dann liest er seine erste Geschichte, eine Liebeserklärung an Köln, das er mit Paris vergleichsweise verwechselt, als könne man mit der KVB über die Brücke dorthin schnell mal fahren. Diese „Düfte, Farben, Geräusche...“ schwärmt er uns vor, ganz herzallerliebste Gesinnung ohne jede deutliche Farbe, nichts, aber auch gar nichts wird deutlich. Die elegante Frau am ersten Tisch legt die Hand auf den Oberschenkel ihres Begleiters. Unruhig greift die Knotenhand des Greises am Knauf seines Stockes herum. Auch auf diese Lesung folgt der übliche Applaus, drei - vier langsame Schläge, beinahe im Takt.

Nun ist der Jungautor im Blauen Hemd wieder dran, diesmal verschont er uns mit seinem „Slam“, statt dessen liest er stockend eine seiner gewagten Erzählungen aus dem bekannten Büchlein „Liebe, Lust und Leichen“. Es ist eine Detektivgeschichte. Den Detektiv ergreift Mitleid für eine Frau, seine Auftraggeberin, die von ihrem Mann betrogen wird, statt ihr dieses Ergebnis seiner Untersuchungen vorzulegen, erschlägt der Detektiv die Frau auf brutale Weise und schiebt diesen Mord dem Ehebrecher in die Schuhe, um sich

von dieser Gewalttat abzureagieren, begattet der Detektiv im Leichenschauhaus eine frische, junge Tote, und die Scheintote erwacht; diesen Umständen verdanke der Jungautor sein Entstehen. Eine durchaus glaubwürdige Erzählung. Das Intellektuellenpärchen aus der „Szene“ hat längst seine Sa-latschüsseln ausgeschleckt, frische Biere bekommen und blickt genauso di-stanziert ironisch wie immer. Der Greis hebt tatsächlich die Hand vom Stock und schaut auf die Uhr. Es ist Applaus, drei - vier langsame Schläge.

Und nun wieder die Dichterin. Sie schwärmt von der unbestimmt weichen und welligen Landschaft Cornwalls, deren nebelig verschwommenen Kü-stenlinien. Während ihre ruhigen, deutlichen, wohlakzentuierten Worte ohne jeden Zusammenhang durch den Raum gleiten, findet mein Geist nichts, woran er sich halten könnte und schweift zum Fenster hinaus. Dort fährt langsam eine Radfahrerin vorbei, ich erhaschte noch eine Ahnung ihres ge-bräunten Gesichts, ein dicker, langer, fest geflochtener blonder Zopf liegt auf ihrem Rücken, unter dem hellen Sommerkleid zeichnet sich deutlich die vollkommene Rundung ihres Gesäßes ab. Ach wie gerne wäre ich bei dieser Radfahrerin. Derweil bedichtet die Dichterin den einsamen Helden der „boat-people“; woher sie die wohl kennt? Doch bloß aus dem TV. Dem Greis ist nichts anzumerken. Man applaudiert wie üblich.

Und der ewige Jüngling erfreut uns noch mit seinem „Liebesbrief an eine Hündin“. Ach, wie zart, wie schön, wie herzallerliebste, wie feinfühlig, sogar zaghaft ironisch. Damit wird er gewiß viel Freude bereiten können. Offen-sichtlich ist er der Beste der Vortragenden, ihm gebührt der Preis im Sän-gerwettbewerb, er erinnert wenigstens von fern an einen Bänkelsänger. Wäh-rend des gewöhnlichen Applauses kommen neue Gäste, gewöhnliche Knei-penbesucher, die die Theke wieder für sich haben wollen.

Aber noch ist nicht Schluß, Ruhe ist geboten, denn der blaue Jungautor will nicht aufhören. Er hat einen Armleuchter mit fünf Kerzen vor sich ge-stellt und verspricht Parodien auf Gedichte vom alten Meister. Mit tonloser Stimme liest er jeweils zunächst ein Gedicht des Alten, entzündet dann mit einem Gasfeuerzeug eine Kerze, für den Alten, wie er sagt, liest dann, etwas schrill, sein eigenes Erzeugnis, usw. So konnte ich, wenn auch recht klang-los, fünf gute Gedichte hören. Die Beziehung zwischen Vorlage und Parodie entging mir, außer beim letzten Paar. Beim „Chorus mystikus“, dem be-kannten Ende vom II. Teil, machte er aus: „Das Unbeschreibliche, / hier ists getan; / Das Ewig-Weiblich / Zieht uns hinan“ : „Schnaps ist Schnaps / und Weib ist Weib.“ Zu meinem Erstaunen blies er die Kerzen, die er für den Mei-ster, oder für sich?, entzündet hatte, zum Abschluß nicht aus, sondern ließ sie leuchten. Bis auf den heutigen Tag bin ich mir im Unklaren, ob hier ein

Fall primitiven Böswills oder abgründiger Blödheit vorliegt. – Die gesetzte Zeit war um. Stühlerücken, Verneigungen, deutlicher, kräftiger Applaus, vier, fünf langsame Schläge, beinahe im Takt. Der Greis atmet auf, zwei-, dreimal in tiefen Zügen.

Zahlen. Endlich raus in die milde Abendstimmung hinaus. Der Autoverkehr ist beinahe verstummt. Dort fährt ja wieder eine Radfahrerin! Einige Straßenzüge weiter wird es lebendig, flanieren Pärchen, schäkern Mädchen, stolzieren Burschen, döst der Türke vor seiner Imbißbude, die Bettlerin stinkt nach Urin, die Hure nach Parfüm, Blicke blitzen hin und wider, luft'ge Kleider, lust'ge Worte wehen vorbei, wo einkehren, an welcher Theke sich einreihen, welche Barfrau belinsen? – Wahrscheinlich bleibt es doch sinnvoll, mit deutlichem Abstand vom allgemeinen Treiben im stillen Kämmerlein die Textfäden der großen Toten zu verfolgen und an ihnen heimlich weiter zu spinnen. Und wenn ich unten auf die Straße hinaustrete, vielleicht wieder auf der Suche nach eines Schattens Traum, so zu tun, als sei oben nichts Besonderes gewesen.

17. Juli 1999